

Berndt, Frauke/ Tonger-Erk, Lily (2013): *Intertextualität*. Berlin: Erich Schmidt (= Grundlagen der Germanistik 53), 292 S. ISBN 978-3-503-13758-9.

In ihrem Buch zur *Intertextualität*, das 2013 beim Erich Schmidt Verlag erschienen ist, möchten die Autorinnen Frauke Berndt und Lily Tonger-Erk einen Überblick über die Entstehung und die Entwicklung des Intertextualitätsbegriffs sowie über die wichtigsten Forschungs- und Klassifikationsansätze geben. Das Buch selbst ist inklusive Einleitung in sechs Kapitel gegliedert. Der Titel ‚Intertextualität. Eine Einführung‘ lässt zunächst vermuten, dass das Buch die Forschungsergebnisse der ganzen Philologie umfasst. Doch schon im ersten Satz der Einleitung, in dem steht: „Kein literarischer Text entsteht aus dem Nichts“, (S. 7) deklarieren die Autorinnen dieses Buch als literaturwissenschaftliches.

In den ersten drei Kapiteln werden zunächst Autoren/innen genannt, die mit ihren Arbeiten zur Entstehung des *Intertextualitätsbegriffs* und dessen weiterer Entwicklung beitragen. Es geht nämlich zunächst um Michail Bachtin und seinen Begriff „Dialogizität“ aus den 20er Jahren des 20. Jh. sowie Julia Kristeva fünfzig Jahre später, die den Begriff „Intertextualität“ als zentrale Kategorie einer Texttheorie einführt, die durch unterschiedliche Metaphern wie *Gewebe, Netz, Echokammer* (Barthes) oder *Pfropfen* (Derrida) dargestellt wird. Später werden noch bekannte Typologien und Klassifikationen intertextueller Beziehungen vorgestellt. Gemeint sind die Arbeiten, die in den 1980er Jahren entstanden und unter unterschiedlichen Aspekten unterschiedliche Typen des Intertextualitätsbegriffs beschreiben: Michael Riffaterre und der literatursemiotische Aspekt, Gérard Genette und der strukturalistische Aspekt, Ulrich Broich und Manfred Pfister und der kommunikationstheoretische Aspekt sowie Renate Lachmann und der kultursemiotische Aspekt. Dabei halten die Autorinnen die Genette'sche Typologie für den Maßstab bei der Klassifizierung von unterschiedlichen Typen der Intertextualität.

Es werden also zunächst stufenweise unterschiedliche Intertextualitätstheorien präsentiert.

Diese Theorien werden in ihrer historischen Entstehung sehr ausführlich erklärt, sind aber m. E. für den unerfahrenen Leser oft nicht einfach zu verstehen. Sofern dieses Buch auch als Lehrbuch für Studierende zu verstehen ist, wäre ein Beginn mit verständlicheren und mehr analysepraxis-orientierten Beispielen am Anfang sicherlich gut, um danach auf die Notwendigkeit und Möglichkeiten von Theorien hinzuweisen. Es ist nicht unbedingt nötig, dass bei einem der ersten präsentierten Beispielen aus der Literatur, Grimmelshausens *Simplicissimus* als Beispiel der Intertextualität mit Bezug auf die Bibel, die

Erklärung zusätzlich durch Begriffe wie „polyphone Integration“ und „Medialität von Stimmen“ erschwert wird (S. 27). Wenn die Autorinnen die Intertextualität am Beispiel des Textes *Lebt wohl!* von Annette von Droste-Hülshoff zusammen mit der „Poetik des Bruchs“ erklären, schreiben sie Folgendes:

„In *La dissemination* wendet Derrida das Bild des Aufpropfens auf Philippe Sollers Experimentalroman *Nombres* (1968) an [...]. Sollers – 1960 Mitbegründer der französischen Avantgarde-Zeitschrift *Tel Quel* – steht Derrida in vielerlei Hinsicht nahe. In der Tradition von Stéphane Mallarmé, der Surrealisten und Maurice Blanchot zeichnen sich seine Texte durch die Verbindung von Praxis und Theorie aus“ (S. 59).

Jedenfalls ist dem Leser nach der Lektüre dieser Zeilen klar, dass es sich hier um einen stark literaturwissenschaftlichen Ansatz handelt, der sehr gute Grundlagen in Literaturwissenschaft voraussetzt und den Intertextualitätsbegriff im Kontext der literaturwissenschaftlichen Theorien erklärt. Sprachwissenschaft wird höchstens dann erwähnt, wenn sich die Autorinnen auf diese berufen, um zu zeigen, dass Text vielmehr ist als nur das Rein-Schriftliche (S. 7), wodurch die Erweiterung des Textbegriffs und damit des Intertextualitätsbegriffs auf andere Medien (Bild, Film, Musik) im Buch im Sinne „Alles ist Text“ (vgl. S. 230) gerechtfertigt wird – obwohl die Relation geschriebener Text – gesprochener Text, semiotisch gesehen, eine andere ist als die Relation Text – Bild/Musik/Film. Offensichtlich wird hier alles, was interpretierbar, also zeichenhaft ist, als Text verstanden, ohne Berücksichtigung dessen, ob es sich bei diesem interpretierbaren Etwas um ein kommunikatives (Symbole oder Ikone) oder ein natürliches Zeichen (Symptome) handelt.

Damit schaffen die Autorinnen den Übergang von den ersten drei Kapiteln, in denen es primär um Text-Text-Beziehungen geht, in die nächsten Kapitel, in denen sie mit vielen Beispielen den Intertextualitätsbegriff auf andere semiotische Systeme übertragen und ihn somit erweitern und dehnen, ohne klar zu sagen, wo er aufhört. Zunächst wird im fünften Kapitel der Intertextualitätsbegriff als *Intermedialität* verstanden, wenn sich Intertextualität „auf Texte unterschiedlicher Medialitäten bezieht“ (S. 157). Damit sind Bezüge Text-Bild, Text-Film und Text-Musik gemeint. In diesem Kapitel werden interessante Überlegungen und Möglichkeiten beschrieben, die sich unter dem Aspekt der Intertextualität betrachten lassen und bei der Interpretation von „Texten“ helfen sollen. Im letzten Kapitel geht es schließlich um Beziehung Text-Kontext, in welchem mit Verweisen auf Greenblatt, Baßler, Bromfen und Link die intertextuelle Relation zwischen literarischen Texten und kulturellen Phänomenen beschrieben wird. Somit wird auch Kultur als Text verstanden – eben im

Sinne „Alles ist Text“. Allerdings ergeben sich beim Ansatz „Alles ist Text“ weitere Fragen: Texte entstehen nämlich immer in einer Kultur, sind natürlich von ihr inspiriert und prägen sie dann weiter. Inwiefern kann man dann von einem intertextuellen Bezug zwischen Text und Kontext/Kultur sprechen? Es ist vielmehr so, dass die Kultur nicht ein Text, sondern ein Diskurs ist, im Rahmen dessen einzelne interpretierbare Zeichen, allerdings nur kommunikative, in einem „intertextuellen“ Bezug stehen? Folglich wäre Intertextualität ein Bindeglied zwischen medial ganz unterschiedlichen Produkten des menschlichen Geistes, somit eine Voraussetzung für Kultur. Damit käme die Intertextualität dem Weltwissen, dem Kulturgedächtnis oder der gemeinsamen Erfahrung gleich und würde sich schnell erübrigen.

Deshalb halte ich die Bemühungen um die Ausdehnung des Intertextualitätsbegriffs auf andere Zeichen- bzw. Symbol-Systeme für den Intertextualitätsbegriff selbst für gefährlich.

Die Autorinnen bemühen sich leider nicht um Einbeziehung linguistischer Arbeiten zum Thema Intertextualität, obwohl linguistische Forschung zu Intertextualität (siehe z. B. Janich 2008), aber auch zu Redewiedergabe und Modalität (z. B. evidenziale Modalität bei Palmer 2001: 35–51) viel zu bieten hat. Indem sie die sprachwissenschaftliche Forschung zu diesem Thema unberücksichtigt lassen, erkennen sie, dass der wichtigste Unterschied zwischen literarischen Texten einerseits und Gebrauchs-, Zeitungs- oder wissenschaftlichen Texten andererseits genau darin liegt, dass in literarischen Texten Intertextualität sprachlich nicht markiert wird, sondern ‚schweigend‘ vorausgesetzt und dem Leser die Fähigkeit zur selbstständigen Bezugnahme unterstellt wird. Ich spreche hier von Signalen, die dem Leser die intertextuelle Bezugnahme explizit machen. Im Allgemeinen geht es also um die Frage: Wann soll man von Intertextualität sprechen? Schon dann, wenn der Textproduzent den Text intertextuell formuliert, oder erst dann, wenn der Textemittent es eindeutig erkennt? Einerseits sind Texte nicht (ganz) zu verstehen, wenn man die intertextuellen Bezüge nicht erkennt, andererseits kann man diese Bezüge nicht immer erkennen: z. B. wenn man den Bezugstext nicht kennt. Deshalb halte ich die Thematisierung des Problems „Wann ist ein Text oder ein Textteil intertextuell?“ sowie das Vorkommen bzw. das Fehlen von Signalen der Intertextualität im Kontext der Intertextualität für notwendig in einem Buch, das für sich den Anspruch stellt, eine Einführung in Intertextualität zu sein. Die Signale der Intertextualität sind die sprachlichen Ausdrücke oder Zeichen, mit denen der Autor zu erkennen gibt, dass an einer bestimmten Textstelle Bezug auf einen anderen Text genommen wird und der Leser den Bezug erkennt und infolgedessen den Text interpretiert. Das ist manchmal schon an ‚klassischen‘

Texten schwer genug und an Bild-, Film- und Musik-Texten ist das noch viel schwieriger. Schauen wir uns das Problem am Beispiel zweier Gemälde von der Seite 10. des Buches an: das eine, ‚La Fornarina‘, ist von Raffaello Sanzio (1518–1520) und das andere, ‚Untitled #205‘, von Cindy Sherman (1989). Auf den beiden ist eine junge Frau zu sehen. Beide Frauen haben die gleiche Körperhaltung und sind gleich gekleidet. Es ist unverkennbar, dass das eine, historisch jüngere, dem anderen, historisch älteren, ähnelt. Aufgrund dieser Ähnlichkeit soll das jüngere Gemälde seinen Sinn bekommen, also interpretiert werden. Die Frage ist jedoch: Was ist, wenn der Rezipient das ältere Gemälde gar nicht kennt und den Bezug nicht herstellen kann? In diesem Buch finden wir keine Antwort auf diese Frage, dafür aber viele gute Beispiele, wie man Texte in ihren Bezügen, auch wenn sie nicht unbedingt als intertextuell betrachtet werden sollen, zu anderen Medien, die man nicht unbedingt als Texte verstehen muss, analysieren kann. Deswegen findet dieses Buch sicherlich seinen Wert für zukünftige Untersuchungen der Medienphilologie.

Vedad Smailagić

Literaturverzeichnis

- JANICH, Nina (2008): Intertextualität und Text(sorten) vernetzung. In: JANICH, Nina (Hrsg.): *Textlinguistik. 15 Einführungen*. Tübingen, S. 177–198.
- PALMER, Frank R. (2001): *Mood and Modality*. 2. Ausgabe. Cambridge.

Bartoszewicz, Iwona / Malgorzewicz, Anna (Hrsg.) (2013): *Studia Translatorica 4. Kompetenzen des Translators. Theorie – Praxis – Didaktik 4*. Wrocław; Dresden: Neisse Verlag, 358 S. ISBN 978-83-7997-004-5, ISBN 978-3-86276-115-9, ISSN 2084-3321.

Die Publikation ‚Studia Translatorica 4. Kompetenzen des Translators. Theorie – Praxis - Didaktik‘ enthält eine ganze Reihe von interessanten zeitgenössischen Anregungen für die Übersetzungstheorie und -praxis.

Die Translationsdidaktik gehört in der Tschechischen Republik größtenteils immer noch zu den jungen Wissenschaften. Eine Hilfe für diese Disziplin stellt der vorliegende Band dar:

Bei dem Band (hg. im Jahre 2013 von Iwona Bartoszewicz und Anna Malgorzewicz) handelt es sich um ein vielschichtiges Werk, deren Positiva ich mich in dieser Rezension näher widmen möchte. Diese

aktuelle Publikation beschäftigt sich mit Themen, welche auch für die gegenwärtige Translationsdidaktik von Bedeutung sind. Zu diesen gehören etwa die Translation von Filmen und/ oder aus dem Bereich des Dolmetschens die psycholinguistische Ausrichtung der theoretischen Dolmetschforschung. Ein weiterer Ansatzpunkt, der für die tschechischen GermanistInnen und germanistisch ausgerichtete TranslatologInnen interessant sein könnte, ist die Tatsache, dass unter den Autoren der Publikation auch viele ausländische GermanistInnen und TranslatologInnen sind, welche vorwiegend aus dem polnischen und ukrainischen Gebiet stammen.

Die Themen des Bandes lassen sich in zwei Bereiche einteilen: Einerseits handelt es sich um Problembereiche, die universell sind und auch auf andere sprachliche Relationen bezogen werden können. So etwa Simultandolmetschen oder Filmübersetzungen. Zum zweiten Themenkreis des Bandes gehören spezifische deutsch-polnisch bzw. deutsch-ukrainisch bezogene Themen wie beispielsweise die Übersetzung bestimmter Realien, Metaphern, Textsorten usw.

Konkret sieht die Publikation folgendermaßen aus:

Im ersten Abschnitt (Translationsforschung, Kompetenzen des Translators und ihre Ausbildung) behandelt Sambor Grucza die sog. „Eye-Tracking-Translatorik“, also eine Methode, die die Augenbewegungen der Dolmetscher untersucht, um die beim Dolmetschen vorhandenen mentalen Prozesse besser feststellen zu können, Lew N. Zybatow widmet sich der Kompetenz der Simultandolmetscher, Katarzyna Tymoszuk konkret der Ausgangstextkompression, die für jeden Simultandolmetscher notwendig ist und Artur Dariusz Kubami der Forenzkompetenz bei den Gerichtsdolmetschern. Mit der Thematik der Translation des geschriebenen Textes befassen sich die Beiträge von Katarzyna Siewert (juristische Phraseologie im Fachtext), Claudio Salmeri (Kognitive Aspekte in der Übersetzung des Fachtextes), Joanna Szczek (Analyse der Übersetzung deutscher Sagen ins Polnische), Marcelina Kalasznik (Übersetzung der Terminologie der Stadtverwaltung aus dem Polnischen ins Deutsche) und nicht zuletzt von Fred Schulz, der sich mit der Übersetzerausbildung, vor allem in der sog. Dreiländereckregion befasst.

Die Beiträge des zweiten Abschnitts (Kompetenzen der Filmübersetzer) widmen sich voll und ganz Themen aus dem Bereich Film, zum Beispiel der Titelübersetzung oder auch anderen Spezifika, die mit der Filmtranslation verbunden sind. So behandelt Rafał Jakiel den Filmtitel „Piraten aus der Karibik“ in polnisch-deutscher Relation, Józef Jarosz wiederum befasst sich mit polnischen Übersetzungen skandinavischer Filmtitel, Dennis Scheller-Boltz mit der Übersetzung des Filmes „Evet, ich will“ ins Polnische und Anna Urban konzentriert sich auf Übersetzungen

von Animationsfilmen in Polen sowie auf die Karrieren der Übersetzer in diesem Bereich.

Der dritte Abschnitt umfasst das Thema Äquivalenz, konkret die Äquivalenz in der Übersetzung und die Methoden ihrer Gestaltung. Wolodymyr Sulym und Iryna Dovganiuk befassen sich mit Metaphern im politischen Diskurs in Bezug auf das Ukrainische und Polnische, Aleksander-Marek Sadovski entwickelt in Bezug auf die Äquivalenz seine Evaluationskriterien für die Übersetzung und Małgorzata Czarnecka behandeln die Teiläquivalenz. Mehr in die linguistische als übersetzungswissenschaftliche Richtung geht der Beitrag von Janus Stopyra, der die vom Objekt motivierten Subjektnamen im Polnischen und Deutschen untersucht.

Der letzte Abschnitt (Anforderungen an den Literaturübersetzer) widmet sich der Übersetzung von Belletristik. Die Studie von Agnieszka Gawel behandelt die Übersetzung Ernst Jüngers Romans „Auf den Marmorklippen“ ins Polnische, Taras Shmiher beschreibt die Textanalyse in der Postkolonialen Translationstheorie, Nataliya Diomova befasst sich mit den ukrainischen Übersetzungen der Lyrik von Robert Frost, Ilona Czechowska mit den Gedichten von Tadeusz Różewicz und Lina Hłuszczenko wiederum mit dem Text Archilochos. Mariana Ilich dokumentiert in ihrem Beitrag die translatorische Rezeption von P. B. Shelley in der Ukraine, Oksana Zubchenko behandelt die Titelübersetzung bei Titeln amerikanischer Prosawerke, Jarosław Ślawski konzentriert sich auf die Übersetzung von Eigennamen bei Erich Kästner („Emil und die Detektive“) und Anastasiya Vassylyk erinnert in ihrem Beitrag an die Tradition der literarischen Übersetzung in Lviv in der Ukraine.

Zu den Vorteilen des Sammelbandes gehören die schon erwähnte Aktualität (denke man an die Filmübersetzung, der sich im tschechoslowakischen Bereich nur wenige Fachleute widmen, so etwa Edita Gromová oder Emília Janecová). Dasselbe gilt auch für das Simultandolmetschen, wo die Auffassungen von Lew Zybatow oder Katarzyna Tymoszuk die beinahe „klassisch gewordenen“ Thesen von Ivana Čeňková oder Ulrich Kautz ergänzen. Auch die Äquivalenzforschung lässt sich um Ansätze der in diesem Band vertretenen KollegInnen bereichern. Zu den gewissen Nachteilen des Bandes für das tschechische Publikum gehört bei einigen Studien (vor allem bei denen der ukrainischen AutorInnen) eine zu spezifische Themenwahl, die nicht immer germanistisch fokussiert ist.

Auf jeden Fall ist eine aufmerksame Lektüre des Bandes zu empfehlen, sei es für Übersetzungs- und DolmetschwissenschaftlerInnen, für praktisch tätige Übersetzer- und DolmetscherInnen oder nicht zuletzt für Studierende.

Eva Maria Hrdinová

Schuppener, Georg (2014): *Warum 21 einundzwanzig heißt: Die höheren Einerzahlwörter im Deutschen. Geschichte ihrer Bildung und Reformideen.* Wien: Praesens Verlag, 2014. S. 126. ISBN 978-3-7069-0819-1.

Die Kritiker der Bildung der deutschen Zahlwörter versuchen in den letzten Jahren aufs Neue, die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf die Problematik der Zahlwortbildung im Deutschen zu lenken: Die tradierte Wortbildungsreihenfolge für die Zahlwörter ab 21 wird für unpraktisch und veraltet gehalten, weil sie im Widerspruch mit der Art und Weise ihrer Notierung steht. Diese Tatsache wird oft als die Quelle zahlreicher Missverständnisse bei der Kommunikation, aber auch als ein wichtiger Faktor, der das Erlernen des Deutschen erschwert, präsentiert. Die Absicht des Verfassers, auf die wieder belebten Reformbewegungen im Bereich der Zahlwortbildung in einem Aufsatz kurz zu reagieren, wurde, wie er selbst im Vorwort feststellt, zu einem Buch – ein knapper Überblick über die Geschichte der Zahlwortbildung im Deutschen im Vergleich mit den anderen Sprachen erwies sich als unzureichend, da „eine größere sprachvergleichende Untersuchung der betreffenden Zahlwörter sowie ihrer Entstehungsgeschichte und -hintergründe bislang fehlte“ (S. 7). Der Titel der Monographie kann im Kontext des fiktiven Dialogs, den der Verfasser mit den Reformbefürwortern führt, indem er ihre Argumente für die Veränderung der Schreibweise der Zahlwörter im Deutschen aus der sprachwissenschaftlichen und sprachgeschichtlichen Perspektive Schritt für Schritt untersucht, als eine direkte Reaktion auf den von dem Bochumer Mathematik-Professor Lothar Geritzen gegründeten Verein „Zwanzigeins e. V.“ verstanden werden: Es gibt objektive Gründe dafür, warum 21 einundzwanzig und nicht zwanzigeins heißt, und warum alle bisherigen Reformforderungen auf diesem Gebiet scheiterten.

Das Buch ist nach einer strengen logischen Struktur, der eine Gliederung in die symbolischen sieben Kapitel entspricht, aufgebaut. Im 1. Kapitel (S. 9–15) beschäftigt sich der Autor mit dem Hintergrund der Reformideen und stellt dabei fest, dass die bisherigen Initiativen die Problematik nicht komplex behandeln und Forschungsdefizite aufweisen. Die Thematik ist eher durch sich zeitweise wiederholende Versuche der Medien, die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit darauf zu lenken, bekannter, als von Seiten der Sprachwissenschaft. Am Ende des Kapitels werden die Lücken und weiße Stellen im Bereich der Terminologie aufgedeckt, es wird auf die Unterschiede zwischen den Begriffen Zahl und Zahlwort, Zwischenzahlen und höhere Einerzahlen usw. aufmerksam gemacht, des Weiteren werden die im Buch gebräuchlichen Termini für den Leser kurz zusammengefasst, was

besonders einem Laien die Orientierung in der Problematik wesentlich erleichtert.

Im 2. Kapitel (S. 15–28) wird das Augenmerk auf die Geschichte der Reformforderungen gerichtet, von den ersten Bestrebungen der Rechenmeister im 16. Jahrhundert über die Versuche von Anfang des 20. Jahrhunderts mit dem didaktisch-methodischen Hintergrund bis zu den heutigen Ansätzen und dem Verein „Zwanzigeins e. V.“, die sich auf die Vereinfachung der Zahlwortbildung für den praktischen Sprachgebrauch konzentrieren. Der Verfasser kommt zu dem Schluss, dass hinter den Reformbestrebungen Personen aus dem technischen oder naturwissenschaftlichen Bereich stehen, die die für das Deutsche charakteristische Form der höheren Einerzahlen als Komposition von einem Zehner- und einem Einerzahlwort in der Reihenfolge E+Z als „irrationell“ und „unlogisch“ bezeichnen. Im Vergleich mit den Sprachen, zu denen z. B. auch das Englische zählt, und in denen die Zahlwortbildung umgekehrt (Z+E), also „rationell“ und „logisch“ (S. 27), realisiert wird, erscheint das Deutsche dementsprechend als archaisch. Der Autor weist auf die Notwendigkeit einer kritischen Reflexion einer solchen einseitigen und nicht fundierten Argumentation der Reformbefürworter hin.

Das 3. Kapitel (29–58) ist dem Prozess der Wortbildung der höheren Einerzahlen gewidmet. Es wird zwischen der additiven und der nicht-additiven Bildungsweise unterschieden. Neben der am häufigsten verbreiteten dekadischen Struktur wird auch auf andere Schwellenwerte wie z. B. 5 im Alt mexikanischen, 6 in Westafrika oder 15 in den Sprachen des Sudan hingewiesen. In den einzelnen Unterkapiteln wird die Wortzahlbildung der Zahlen 11–19, größer als 21 und letztendlich der Numeralia über 100 hinaus an Beispielen des Lateinischen, Französischen, Italienischen, Spanischen, Kymrischen und Bretonischen veranschaulicht (die in einer tabellarischen Übersicht gegenübergestellt werden), aber es werden auch zahlreiche Beispiele aus anderen germanischen, slawischen, romanischen, ugro-finnischen, asiatischen usw. Sprachen herangezogen. Der Autor kommt zu dem Fazit, dass, „selbst wenn man die Auswahl der Sprachen problematisieren kann, scheint doch insgesamt das Muster Z+E das dominante zu sein“ (S. 55).

Im 4. Kapitel (S. 58–77) wird nach den Ursachen der Wortbildungsstruktur gefragt. Es wird festgestellt, dass sich historisch und kulturell bedingt unterschiedliche Zahlkonzepte entwickelten, wobei die Formen Z+E und E+Z zwei Produkte dieses Prozesses darstellen. Dass es sich bei der zweitgenannten um eine „Verdrehung“ handelt, ist nach der Meinung des Verfassers „eine moderne Sichtweise und Qualifizierung“ (S. 62). Die höheren Einerzahlen werden wieder eingeteilt (in die Zahlwörter für die Zahlen

11–19, in die ab 21 und die Zahlwörter für die Zahlen über 100) und in entsprechenden Unterkapiteln behandelt. Einen selbstständigen Teil des Kapitels bilden die „Sprachtypologischen Erklärungsversuche“ des Autors.

Anhand der in den Kapiteln 3 und 4 durchgeführten sprachwissenschaftlichen Analyse und deren Ergebnissen erfolgt im 5. Kapitel (S. 77–104) die Beurteilung der Reformforderungen. Die Pro- und Contra-Argumente der Reformbefürworter werden in einer Übersicht gegenübergestellt und bewertet. In einer ähnlichen Weise werden auch die Gegenpositionen zu der Reform dargestellt und beurteilt. Am Ende des Kapitels werden die wichtigsten Schwächen des Reformbegehrens, u. a. dass die Sprache „lediglich technisch als Instrument des Informationsaustausches gesehen wird“, wobei die „Historische Gewachsenheit, pragmatische Angemessenheit, identitätsstiftende Funktion, gesellschaftliche Akzeptanz, emotionale Faktoren usf.“ unbeachtet bleiben (S. 96), formuliert. Den Vertretern der Reform wird Vagheit ihrer Argumentation, die mehr „durch (eigene) Autorität betont, weniger durch wissenschaftliche Fundierung“ (S. 104), übel genommen.

Im 6. Kapitel (S. 104–108) wird auf die Ursachen des Scheiterns aller bisheriger Reformbemühungen hingewiesen und nach Erfolgsaussichten der aktuellen Veränderungsversuche gefragt. Es wird wiederholt auf die Schwächen in der Argumentation hingewiesen und darauf aufmerksam gemacht, dass weder die breite Öffentlichkeit, noch die Wissenschaft der Problematik große Relevanz zuschreiben, dass die Reformforderungen an sich inkonsequent und ihren Vertretern „im Detail noch unklar“ sind, und dass man letztlich im Sinne von Wilhelm Ostwald nicht vergessen sollte, dass man „eine sogenannte ‚lebende‘ Sprache nicht verbessern könne“ (S. 106). Am Beispiel von Norwegen, wo die Reform in der Bildungsweise der höheren Einerzahlen im Jahre 1951 im offiziellen Bereich, d. h. für die staatliche Verwaltung, für die staatliche norwegische Rundfunkgesellschaft und im Bereich des Schulwesens geltend gemacht wurde, werden die praktischen Folgen einer solchen Initiative veranschaulicht.

Im letzten Kapitel (S. 109–110) führen den Autor die Ergebnisse seiner Auseinandersetzung mit der Problematik zu dem Fazit, dass die Gegner der tradierten Zahlwortbildung ihre Sichtweise auf beschränkte Teilgebiete richten und keine komplexe Lösung anbieten, dass ihre Kritik auf Argumenten beruht, die den entwicklungsgeschichtlichen und kulturellen Hintergrund sowie das Recht einer jeden Sprache, ihre Besonderheiten zu bewahren, nicht berücksichtigen.

Nach einer kritischen Untersuchung eines breiten Spektrums von Literatur zu dem Thema und den Gründen für oder gegen die Veränderung der Bil-

dungswise der höheren Einerzahlen im Deutschen fällt es dem Leser nicht schwer, sich mit den Worten des Verfassers und zwar, dass man den Reformbefürwortern nicht folgen kann, weil die tradierte Bildungsweise keinesfalls ein überholtes Relikt aus der Vergangenheit sei, sondern zum historischen Erbe gehöre und bis heute seine pragmatische Funktion besitze, zu identifizieren.

Martina Remiašová

Hrdinová, Eva Maria (2013): *Překlad liturgického textu v zrcadle teorie skoposu: na příkladě translace východní Chrysostomovy liturgie do češtiny*. 1. Aufl. – Bratislava: Ikar. 285 S., ISBN 978-80-89238-74-3.

Die rezensierte Arbeit behandelt die Übersetzung liturgischer Texte im Zusammenhang mit der Skopos-theorie. Bei dieser handelt es sich um eine relativ moderne Strömung in der Übersetzungswissenschaft. Sie entstand in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts und sieht bei der Übersetzung den Zweck der Übersetzung als den wichtigsten Aspekt, wobei der Ausgangstext stärker in den Hintergrund rückt als bei anderen Strömungen. Heutzutage hat diese Theorie viele Kritiker, aber auch Fürsprecher. Am meisten wird diese Theorie in Verbindung gesetzt mit der Übersetzung von Werbetexten, also von persuasiven Texten. Einen stark persuasiven Charakter haben auch Texte, die mit der Skopos-theorie scheinbar nicht zusammenhängen, also religiöse, in diesem Fall liturgische Texte.

Gerade liturgische Texte sind durch ihre Petrifiziertheit und ihren statischen Charakter bekannt, was mit ihrem normativen und formativen Charakter zusammenhängt. Ebenfalls sind sie mit den Fachtexten verwandt. Dieses gilt vor allem für einen ostkirchlichen liturgischen Text, nämlich die *Chrysostomos-Liturgie* (*Die Göttliche Liturgie unseres Vaters Johannes Chrysostomos*). Das Ziel dieser Monographie ist es, die Verbindung der Skopos-theorie mit der Übersetzung des liturgischen Textes aufzuzeigen und in diesem Sinne auch auf den impliziten und expliziten Einfluss der Skopos-theorie auf die einzelnen Übersetzungen einzugehen.

Vorge stellt werden Übersetzungen der Chrysostomos-Liturgie aus dem Zeithorizont vom Ende des 19. Jahrhunderts bis ins 21. Jahrhundert hinein, konkret 7 Übersetzungen ins Tschechische und 3 ins Deutsche, dabei handelte es sich bei 3 der tschechischen Übersetzungen um liturgische Texte der griechisch-katholischen Kirche, beim Rest um liturgische Texte

der tschechisch-orthodoxen Kirche in der Tschechoslowakei und der Tschechischen Republik und der russischen-orthodoxen Kirche in Deutschland. Des Weiteren hat sich die Autorin auch auf die Übersetzung von ostkirchlichen liturgischen Termini in literarischen Texten russisch-deutscher Autoren (Lena Gorelik und Wladimir Kaminer) konzentriert, um eventuelle Unterschiede bei der Übersetzung der Termini in einem liturgischen und nicht-liturgischen Text zu zeigen.

Die in der Monographie behandelte Problematik erforderte eine interdisziplinäre Herangehensweise. Den methodischen Hauptrahmen stellte die Translatologie dar (vor allem die Skopostheorie, aber zum Beispiel auch die Theorie der Hermeneutik).

In Bezug auf das analysierte Textmaterial wurden auch Kenntnisse aus dem Bereich der böhmischen und paläoslawistischen, wie auch der germanistischen Linguistik (z. B. Lexikologie, Stilistik oder Fachsprachenlehre) verwendet. Für die Motivation und den Charakter der Übersetzung war auch der außertextuelle Rahmen von Nutzen, vor allem Kenntnisse aus dem Fachbereich der Geschichte und Theologie.

In der Monografie wurden auf eine kompetente Art und Weise wichtige Übersetzungstheorien vorgestellt, mit welchen im Zusammenhang mit der Übersetzung des liturgischen Textes gearbeitet wurde. Auf der allgemeinen Ebene wurde auch die liturgische theologische Terminologie vorgestellt, und zwar in Bezug auf die Ausgangssprachen (Kirchenslawisch und Griechisch) und die Zielsprachen (Tschechisch, Deutsch). Gezeigt wurde auch die Verankerung der liturgischen Termini im fachsprachlichen Kontext.

Für die Analyse wurden einige wichtige Stellen aus allen Übersetzungen ausgewählt, welche dann mit Original verglichen wurden. Dies waren vor allem: die sog. Proskomidie (= Vorbereitung der Opfergaben vor dem Gottesdienst) und das sog. Cherubinische Lied. Wert wurde aber auch auf die Übersetzung der Titel und der Rubrik (methodische Anweisungen für die Priester) gelegt. Die Textabschnitte wurden so gewählt, dass sie die grundlegende liturgische Terminologie beinhalten (Proskomidie), aber auch

einen Wortschatz, der heutzutage dem Rezipienten nicht immer verständlich ist und bei dem eine wortwörtliche Übersetzung nicht viel Sinn ergeben würde (Das Cherubinische Lied). Die Rubrik und die Titel wählte die Autorin mit Rücksicht auf die phatische und persuasive Funktion, die diese Texte haben.

Aus der Analyse folgte vor allem ein Unterschied zwischen den tschechischen orthodoxen und griechisch-katholischen Übersetzungen. Die orthodoxen Übersetzungen sind in der Regel wortwörtlich übersetzt (bis auf die modernste von Stránský und Krupica aus dem Jahre 2008), und es wurde viel Wert auf das Original gelegt, wobei die griechisch-katholischen freier übersetzt wurden, im Sinne der Skopostheorie. Bei den tschechischen, aber auch den deutschen orthodoxen Übersetzungen ist auch eine Entwicklungslinie zu erkennen, die bei den griechisch-katholischen vor allem aus politischen Gründen (keine Kontinuität wegen des Kirchenverbots während der Zeit des Kommunismus) nicht möglich war. Was die Beziehung zum Original angeht, wurde festgestellt, dass man vom kirchenslawischen Original zum griechischen Ur-Original übergeht, oder beide Originale in Betracht gezogen werden.

Was die Einflüsse der Skopostheorie angeht, sind diese auch in modernen liturgischen Übersetzungen vorhanden, heutzutage ohne Rücksicht auf die Konfession.

Die Arbeit von Eva Maria Hrdinová ist die erste umfassende Arbeit zum Thema der Übersetzung des liturgischen Textes. Meiner Meinung nach bereichert sie die bisherige theoretische Forschung über die Skopostheorie um praktische Ansätze im Bereich des liturgischen Textes. Praktisch könnte diese Arbeit auch für Übersetzer von religiösen, theologische, liturgischen, aber auch historischen oder anderen geisteswissenschaftlichen Texten gut von Nutzen sein.

Andrej Slodička